

Engagement und Lebensqualität : Frauen in Polit- und anderen Alltagen

Autor(en): **Schmuckli, Lisa**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **92 (1998)**

Heft 5

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-144110>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Engagement und Lebensqualität

Frauen in Polit- und anderen Alltagen

«Engagement und Lebensqualität» war das Thema, zu dem Lisa Schmuckli an der 2. Schwyzer Frauensession vom 26. März dieses Jahres im Rathaus Schwyz den nachstehend wiedergegebenen Vortrag gehalten hat. Wie ihre damaligen Zuhörerinnen aus verschiedenen politischen Parteien möchte die Autorin auch die Leserinnen und Leser der *Neuen Wege* auf eine philosophische Reise mitnehmen, die bei der Küche beginnt und bei einer konkreten Utopie endet. In fünf Thesen erläutert die Autorin, was Frauen widerfährt, wenn sie in die Öffentlichkeit eintreten, warum sie als Expertinnen im Sozialmanagement zur Kooperation besser befähigt sind als zur Konkurrenz – was Differenzen nicht ausschliesst, sondern als Quelle von Stärken erfahren lässt – und was es heisst, die eigenen Bedürfnisse zum Massstab der Politik zu machen. Lisa Schmuckli ist Philosophin, Publizistin und zur Zeit auch Kolumnistin der *Neuen Wege*. Red.

Liebe Frauen

Ich habe die Ehre, heute hier das Wort ergreifen zu dürfen zum Thema «Engagement und Lebensqualität». Ich möchte Sie auf eine philosophische Reise mitnehmen, die bei der *Küche* beginnt und bei einer *Utopie* endet. Lassen Sie mich also mitten in den Alltag einsteigen:

Die *Küche* ist ein wichtiger Mittelpunkt in *meinem Alltag*: Hier finden unsere Diskussionen statt; hier kann ich meine Freunde, Freundinnen und Liebsten bekochen; hier ärgere ich mich, wenn es mal nicht rund läuft; hier muss ich putzen und andere Alltagsarbeiten erledigen. Hier geht es also um das Wohlbefinden von mir und meinen Lebensfreundinnen; hier findet eine *elementare Gastfreundschaft* statt – ganz so, wie es in philosophischen und theologischen Gastmählern immer wieder beschrieben wird. In der Küche erlebe ich Momente höchster Lebensqualität: ein intellektuelles und emotionales Wohlbefinden.

Mittelpunkt des *politischen Alltags* ist wohl das *Parlament*, also dieser Raum, den wir nun besetzen. Hier wird debattiert, werden unterschiedlichste Interessen vertre-

ten, wird eine Öffentlichkeit hergestellt und wird nach bestimmten Regeln gespielt. Auch hier wird diskutiert, ausgetauscht, auch hier werden Freundschaften geschlossen.

Ich behaupte plakativ, dass das Parlament ein *Männerraum* und die Küche ein *Frauenraum* ist. Frauenräume entstanden ursprünglich während der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit. In der Küche, in dieser Privatheit, waren Frauen unter sich; der Mann hielt sich (historisch und aktuell) gezielt heraus, weil er sich wohl kaum vorstellen konnte, dass Frauen sich auch anderes erzählten als Koch- und Kindererziehungsrezepte. Bedrohlich wurden diese Räume und das Gerede erst dort, wo es die Phantasien der Männer anregte und einen möglichen Kontrollverlust provozierte. «Das Gerede unter Frauen schuf <Frauenräume>. Insofern das in diesen Räumen hergestellte und behütete Wissen auch Macht begründete, wurde es bedrohlich, sobald es als geschlechtsspezifisch und exklusiv wahrgenommen werden musste. Die Abwertung des Frauengeredes als Weibertratsch und Klatsch drückt das ambivalente Verhältnis der männlichen Welt gegenüber dem Zusammenkommen,

den Gesprächen und den Solidaritätsbeziehungen unter Frauen aus.»

Ich möchte Sie alle ganz herzlich zu einem Gerede und Palaver in diesem nun aktuellen Frauenraum einladen!

1. Wenn Frauen in die Öffentlichkeit eintreten, machen sie die Gleichzeitigkeit von Mensch-Sein und Geschlecht-Haben deutlich.

Wenn Sie heute nach dem Mittagessen aus der Küche ins Parlament spaziert sind, haben Sie verschiedene *unsichtbare Grenzen* überschritten. Die wohl wichtigste Grenze ist jene zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. Sie sind damit zu Grenzgängerinnen zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit geworden.

Wo *Öffentlichkeit* beginnt, lässt sich leicht umschreiben: Sie beginnt vor Ihrer Wohnungstür. Wenn Sie Ihre Wohnung verlassen, betreten Sie Öffentlichkeit, sei es nun im Treppenhaus, in der Waschküche, auf der Strasse, hier im Parlament. Wie aber Öffentlichkeit geordnet ist und wie sie funktioniert, lässt sich vielleicht am sinnlichsten mit Alltagssituationen beschreiben: Im Magazin des Tages-Anzeigers lese ich, dass Philippo Leutenegger, selbsternannter Quoten-Jäger und Polit-Königsmacher, zugibt, dass er lieber *Männer in der «Arena»* hat. Denn Männer, die in seiner Arena auftreten, würden die männlichen Zuschauer eher an den Bildschirm beziehungsweise an dieses fiktive Parlament fesseln. Frauen scheinen diese Gabe nicht zu besitzen; sie können also die Quoten für Herrn Leutenegger nicht halten. Denn tritt beispielsweise die grüne Finanzdirektorin der Stadt Bern, *Therese Frösch*, in der «Arena» auf und argumentiert mit Sachkompetenz und Lust und ohne Angst vor den Angriffen der bürgerlichen Herren, zappen 100 000 verärgerte Männer daheim an den Bildschirmen innert Sekunden weg.

Ein zweites Beispiel lieferte die *Bundesratswahl* anfangs dieses Monats. Nationalräte – allen voran FDP-Vertreter Mühlemann – betonten, dass der Kandidat ein Flair für Aussenpolitik und Dossierkennt-

nisse haben, ein Manager sein und dazu noch aus der Westschweiz stammen müsse. Die Kandidatin dagegen wurde von den Medien als lavierende Quotenfrau lanciert – mit dem warnenden Unterton, man verheize hier eine Frau. Der gutmeinende Schutzschild wurde flugs zur bedrohlich hohen Trennmauer.

Nun aber müssen im ersten Beispiel die Einschaltquoten erhalten, um die Frau am Reden zu hindern; im zweiten Beispiel verhindert gerade das Stichwort «Quote», dass die Frau in ein Amt gewählt werden kann. Der lakonische Kommentar von Nationalrätin *Judith Stamm* nach der Bundesratswahl: «Die Westschweizer darf man(n) nicht vor den Kopf stossen, Frauen dagegen schon.» Mit anderen Worten: Die Quote «Vertretung aller Regionen» ist ein Wahlkriterium, die ebenso berechnete Quote «Geschlecht» dagegen ist noch immer Wahlverhinderung.

Was Frauen widerfährt, wenn sie in der Öffentlichkeit auftreten, haben Sie sicherlich selbst schon erlebt. Im Moment fällt mir auf, dass es grundsätzlich auffällt, wenn in diesem öffentlichen Raum *ausschliesslich Frauen* sitzen!

Dass hier ausschliesslich Frauen sitzen, verdanken wir der *Emanzipation*, diesem langen, hartnäckigen und wohl nicht immer einfachen Kampf verschiedenster Frauen für ihre Rechte. Wenn wir hier in diesem Raum versammelt sind, stehen wir also auch in einer Tradition von Frauen, in einer Genealogie.

Früher war es möglich, dass Männer *beide Geschlechter vertreten* konnten. Den Männern wurde die Eigenschaft zugesprochen, als Mann für beide Geschlechter eintreten zu können und fähig zu sein, beide Geschlechter zu verkörpern. Die Frankfurter Soziologin *Margrit Brückner* analysiert diese Tatsache mit folgenden Worten: «Männer kontrollieren den öffentlichen Raum nicht nur dadurch, dass sie den Zugang für Frauen noch weitgehend kontrollieren, sondern auch dadurch, dass sich die Macht des allgemeinen Geschlechterverhältnisses hier fortsetzt und die Art, Chancen und Grenzen der öffentlichen Begeg-

nung zwischen Frauen und Männern in hohem Mass bestimmt.»

Frauensession – dieser harmlose Begriff birgt *Sprengkraft*. Er verweist nämlich auf die Gleichzeitigkeit von Mensch-Sein und Geschlecht-Haben. Dieser Gleichzeitigkeit «haftet offenbar etwas Beunruhigendes an, so dass vielfältige Bemühungen darauf verwendet werden, dieser Tatsache «Herr» zu werden, insbesondere ab dem Zeitpunkt, wo beide Geschlechter im öffentlichen Raum aufeinander treffen». Die eigene Geschlechtlichkeit scheint eindeutig und zugleich unspektakulär darauf zu verweisen, dass die formulierten und politisch vertretenen Interessen eben partiell sind und nicht allgemeingültig. – Und Frauensession macht darauf aufmerksam, dass die Geschlechtlichkeit für beide Geschlechter zum Thema gemacht wird – nur: mit unterschiedlichen Reaktionsweisen.

Frauen müssen also eine doppelte Grenze überschreiten: eine erste Grenze, indem sie sich in die *Fremde* begeben. Die traditionelle Öffentlichkeit mit den männlich dominierten Spielregeln ist fremdes Terrain für Frauen; es ist also kaum verwunderlich, wenn sich Frauen in dieser Öffentlichkeit befremdet fühlen und sich selbst fremdgemacht vorkommen. Jedoch können Frauen hier zu *Ethnologinnen* werden: zu Fachfrauen für die Fremde – mit einer spezifischen Kompetenz im Wahrnehmen und Hinschauen auf Spielregeln, die so selbstverständlich, wie man es behaupten möchte, gar nicht sind. Ich denke da beispielsweise an das Ritual der Vereidigung im Parlament, das sicherlich einige unter Ihnen kennen.

Zum andern müssen Frauen, die öffentlich auftreten, die *geschlechtsspezifischen Festschreibungen* überschreiten, beispielsweise die Festschreibung, dass Frauen im Parlament viel zu emotional sind, in diesen ehrenhaften Räumen also deplaziert erscheinen, in die Privatheit und daher eher hinter den Herd gehören. Aber wie formulierte es unübertrefflich Alt-Ständerätin *Josi Meier*: «Frauen gehören ins Haus – ins Stadthaus, ins Rathaus, ins Bundeshaus...»

Ich möchte diese Position der Frauen

bezeichnen mit dem Bild der *integrierten Aussenseiterinnen*: Integriert sind sie in die Familie, in diese Gesellschaft und in die politische Gemeinschaft, die den Frauen das Angebot der Gleichstellung macht. Aussenseiterinnen sind Frauen geblieben, weil die aktuelle Gleichstellung weder die Arbeit neu aufgeteilt noch die Lebenswelt frauenfreundlicher gestaltet noch die öffentliche Macht selbstverständlich geteilt noch die politischen Rechte wirksam und frauengerecht umgesetzt hat. Die Gleichstellung hat keine neuen, grundsätzlich gemeinsam erarbeiteten Regeln für das öffentlich Zusammenleben entwickeln können.

Integrierte Aussenseiterinnen haben sich jedoch die Fähigkeit angeeignet, den *eigenen Erfahrungen* in dieser Welt höchste Aufmerksamkeit zu schenken: Sie nehmen sowohl die herkömmliche als auch ihre eigene Lebenssituation wahr; sie sind sogar fähig, nach den traditionellen vorgegebenen Regeln und nach den eigenen Regeln zu spielen. Diese Sowohl-als-auch-Position der integrierten Aussenseiterinnen fördert Qualitäten, die gerade die Wirtschaft so sucht: nämlich Flexibilität und Zweisprachigkeit. *Zweisprachigkeit* bezeichnet hier die Fähigkeit der Frauen, in der (männlichen) Sprache der Öffentlichkeit ebenso gut zu parlieren und verstanden zu werden, wie in der eigenen Sprache Erfahrungen mitzuteilen. *Flexibilität* ist die Fähigkeit von Frauen, beweglich auf zwei Standpunkten zu stehen. Und das heisst: Frauen müssen breitbeinig auftreten. Dieses breitbeinige Hinstehen und Auftreten bedeutet doch, dass Frauen einen guten und widerständigen Stand haben!

2. Frauen sind – aufgrund ihres Alltags – Expertinnen im Sozialmanagement.

Küche und Parlament sind Räume, in denen diskutiert, gestritten, gehandelt, geweint und gelacht, verhandelt und ausgetauscht wird. Es sind soziale Räume. Frauen bringen aufgrund ihrer unspektakulären, konkreten Alltage eine weitere entschei-

dende Fähigkeit mit, nämlich die Fähigkeit des «*Sozialen Sehens*»: Sie sehen, wenn die Wohnung geputzt, das Klima der Familie gepflegt, die Kinder getröstet und der Ehemann verwöhnt werden müssten; sie sehen, wenn es Zeit wäre, das Netzwerk der Nachbarschaft mitzutragen oder in die kommunale Politik einzusteigen. Sie sehen ebenso am Arbeitsplatz, welcher Auftrag «just in time» zu erledigen ist. Und sie realisieren, wenn es wieder mal Zeit wäre, mit Freundinnen abzutauchen. Frauen sind also Expertinnen im Sozialen Sehen.

Die Soziologieprofessorin Margrit Brückner nennt dieses Soziale Sehen Voraussetzung des *erfolgreichen Sozialmanagements*. Denn Soziales Sehen ermöglicht erstens, soziale Phänomene *sachlich wahrzunehmen*, Phänomene also so wahrzunehmen, wie sie sind – ohne voreilig (parteipolitisch) zu kategorisieren oder zu moralisieren. Diese sachliche Wahrnehmung erleichtert es denn auch, sich beispielsweise mit Vertreterinnen einer anderen Partei über eine problematische Situation zu unterhalten und angemessene Lösungen zu suchen.

Soziales Sehen findet zweitens an der Nahtstelle zwischen (individueller) Lebenswelt und (gesellschaftspolitischem) System statt. Soziales Sehen erfasst mit anderen Worten nicht nur den individuellen Alltag der Frau, sondern hat zugleich auch die *gesellschaftlichen Strukturen* oder die sozialpolitischen Probleme im Blickfeld. Soziales Sehen erschöpft sich also nicht im privaten Raum.

Soziales Sehen ist drittens täglich mit der «*strukturellen Unklarheit des Arbeitsauftrags*» konfrontiert. So muss beispielsweise eine Mutter, die nach minutiöser Planung zuerst den Wocheneinkauf tätigen und dann ihren Text für die Zeitschrift entwerfen wollte, nun aber mit der Jüngsten konfrontiert ist, die vorzeitig und kränkelnd aus dem Kindergarten nach Hause kommt, schnell, flexibel und unbürokratisch nach einer Lösung suchen, die für beide stimmig ist. Sie muss gezwungenermaßen nicht nur ihren Arbeitsablauf ändern und sich in ihrem Rhythmus unterbre-

chen lassen, sondern sie hat sich auch auf eine neue Gefühlslage einzulassen, vielleicht etwa auf die Müdigkeit und Quengelei der Tochter, auf ihre eigene Enttäuschung oder auf ihre eigene Angst. Diese strukturelle Unklarheit des Arbeitsauftrags also macht es notwendig, dass Frauen soziale Fertigkeiten entwickeln und sich ein spezielles Handlungswissen aneignen, das sie unkompliziert einsetzen können. In diesem oft unübersichtlichen Alltag erarbeiten sich Frauen ein wichtiges und höchst konkretes Wissen, das sie für sich nützen können.

Wenn die Schauspielerin *Veronika Feres* im Film «*Die Chaos-Queen*» den Sohn zu einem sozial verantwortungsbewussten jungen Mann zu erziehen versucht, Eishockey-Leibchen näht, um Geld zu verdienen, rechtzeitig ihre Nähprodukte den Kundinnen und Kunden übergeben kann, die Schwester im Spital vertritt, sich gegen die Machenschaften der Nachbarin zur Wehr setzt, dem Sohn zuliebe Selbstverteidigungskurse besucht und dabei Emotionen zeigt und Spass am Leben verkörpert..., dann zeigt diese Figur die Fähigkeit und Kreativität des Sozialmanagements, wie es Frauen immer öfters und selbstverständlich in ihrem Alltag anwenden, nämlich den Sinn für unkonventionelle Organisationsweisen im Arbeits- und Privatalltag.

Frauen sind also mit ihrer Fähigkeit des Sozialen Sehens und mit ihrem Handlungswissen für Sozialmanagement prädestiniert. Ich denke, dass Frauen hier über eine ungeheure Stärke verfügen, eine Stärke, die in der Wirtschaft ebenso gefragt ist wie in der Politik oder eben im eigenen Alltag.

Was Frauen an Stärke mitbringen, müssen Manager mühsam erarbeiten. So lese ich in der Kaderzeitung «Alpha», einer Beilage des Tages-Anzeigers, aus der Feder der GDI-Mitarbeiterin Betty Zucker: «In Zukunft zählt das Können: Probleme lösen, Aufgaben bewältigen, Bedürfnisse stillen – <just in time>. Das ist das Matchentscheidende, das sich auszahlt.» Mit anderen Worten: Frauen können mit ihren Stärken und Fähigkeiten diesen Match für sich entscheiden!

3. Kooperation ist für Frauen unverzichtbar und Ausdruck der Selbstachtung.

Die Frauensession, die wir heute gestalten und erleben, ist zustande gekommen, weil *Frauen unterschiedlichster Parteizugehörigkeit* zusammengearbeitet haben. Am Anfang dieses lustvollen und ungewöhnlichen Ereignisses steht also die Kooperation von Frauen. Nun ist diese Kooperation leider nicht selbstverständlich. Von männlicher Seite wird sie allzu oft mit Skepsis und Häme beargwöhnt, mit Sprüchen wie «Habt ihr das noch immer nötig» entwertet und damit sehr effizient torpediert. Andererseits stellen sich gerade auch Frauen ihre Zusammenarbeit oft allzu ideal vor; damit überfrachten sie die Kooperation und überfordern sich selbst. Geringschätzung und Glorifizierung aber verhindern beide eine sachliche Kooperation und kaschieren letztlich auch, dass die unspektakuläre alltägliche Zusammenarbeit von Frauen ja schon längst Wirklichkeit ist – wie diese Session doch beweist.

Im vorbereitenden Gespräch mit Frau Fuchs, Mitinitiantin der Session, schmunzelten wir nicht nur über die bereits erwähnte Chaos-Queen, sondern wir unterhielten uns auch über den gerade laufenden Film *«Eine ungehorsame Frau»*. Ein erstaunlicher und zugleich unspektakulärer Film: Erstaunlich, weil es endlich wert ist, eine alltägliche Biographie einer Frau zu verfilmen, einer Frau, die hartnäckig ihren Weg sucht, ihn geht, mal scheitert, mal Erfolge feiert, und dabei versucht, sich selber treu zu bleiben. Unspektakulär, weil es Ihre oder meine eigene Biographie sein könnte, die hier dargestellt wird. Was mich in diesem Film und in unserem Gespräch berührt hat, ist die Tatsache, dass diese ungehorsame Frau, dass wir selbst auf andere Menschen, Frauen und Männer, gegenseitig angewiesen sind.

Denn wenn ich als *Einzelkämpferin* versuche, mein Projekt durchzuboxen, meinen Alltag zu bewältigen, meine Arbeit erfolgreich zu erfüllen; wenn frau als Einzelkämpferin versucht, die Kinder zu erzie-

hen, die Lohnarbeit zu erledigen, die eigenen Bedürfnisse zu befriedigen – dann erfahre ich zwar, dass ich viel leisten und ertragen kann, vielleicht erfahre ich in gewissen Momenten sogar, dass ich einzigartig bin. Nur: Diese Einzigartigkeit liegt weniger in meinen eigenen Kompetenzen als vielmehr in meiner *Unentbehrlichkeit*. Jedes Abgeben von Aufträgen, jede Nachfrage oder Bitte um Hilfe bedeutet eine Bedrohung dieser Einzigartigkeit. – In diesem Einzelkampf bleibt frau jedoch hungrig und erschöpft: erschöpft, weil die Arbeit nicht sinnlich vollständig erfüllt; hungrig, weil oberflächliche Erfolge die Sehnsucht nach innerer Fülle und gegenseitiger Anerkennung nicht zu stillen vermögen. Letztlich unterschätzen oder überschätzen Einzelkämpferinnen wohl auch ihre Kompetenzen. Die Kompetenzen werden nicht beim Namen genannt – und damit erhalten diese Fähigkeiten auch keine öffentliche Aufmerksamkeit und keinen Wert.

Erst *Kooperation*, die bewusste und gezielte Zusammenarbeit unter Frauen, stärkt uns Frauen, verhindert, dass wir gegeneinander ausgespielt werden, und lässt uns auch unsere *Kompetenzen* gewichten. Denn wenn wir uns unserer Kompetenzen – wie beispielsweise der Kompetenz des Sozialen Sehens, der Fähigkeit des Sozialmanagements – nicht bewusst sind, können wir sie nicht gezielt einsetzen und nehmen wir in der Folge auch die Wirkungen unseres Tuns kaum wahr. Denn wer in diesem Raum nennt sich mit Selbstbewusstsein Sozialmanagerin oder Expertin für Zeitgestaltung? Oder wer von uns käme auf die Idee, diese Kooperationsfähigkeit als Können anzubieten? Aber sind wir denn nicht geradezu Alltagsheldinnen auf diesem Gebiet? Dazu nochmals die Arbeitsmarktpertin Betty Zucker: «Die neuen Stars sind die Könnner. Vor allem die, welche am Rande der Überforderung (nicht Überlastung) jonglieren und wissen, dass sie sich so weiterentwickeln. Besonders wichtig sind Netzwerk-Könnner. Sie bauen Netzwerke auf und erhalten dadurch schnell Antworten oder Leistungen, wenn sie diese brauchen. Es geht darum, eine <kollektive Intel-

lizenzen für ein Ziel schaffen und nutzen zu können. Und zwar mit Menschen, die Kooperation und Konkurrenz zusammenbringen, Glaubwürdigkeit und Vertrauen verdienen, sowie Spass haben, verändern und Geld verdienen wollen.» Sind nicht gerade Frauen jene Stars, die sich austauschen, also kollektive Intelligenz bereits praktizieren und sich als Netzwerk-Könnerninnen engagieren?!

Und sicherlich merken Sie alle in diesem öffentlichen Raum allmählich, dass wir tatsächlich *zweisprachig* werden müssen oder es bereits sind: Wir müssen eine Sprache lernen, die verständlich ist für die Wirtschaft und diese Politik; und wir sprechen unsere Sprache, die unseren Alltag, unsere Gefühle und Ideen zu beschreiben versteht. Diese Zweisprachigkeit will jenen Fähigkeiten, die wir alltäglich praktizieren, Wert verleihen, indem wir sie gezielt in die Sprache beispielsweise der Ökonomie übersetzen, weil man(n) diese Sprache versteht und respektiert. Zugleich vergisst unsere Zweisprachigkeit nicht, dass bestimmte Erfahrungen einer konkreteren und sinnlicheren Ausdrucksweise bedürfen.

Ich erachte Kooperation nicht nur als reale Notwendigkeit, um in dieser patriarchalen Gesellschaft Veränderungen zu initiieren, wie beispielsweise die Mutterschaftsversicherung, und diesen Match für uns zu gewinnen. Kooperation ist auch nicht nur ein freundlicher und sozial verträglicher Umgang unter uns Frauen, obwohl auch dies die Zusammenarbeit erleichtert und lustvoller machen kann. Vielmehr ist Kooperation für mich Ausdruck von Selbstachtung, gegenseitiger Wertschätzung und Verbundenheit, Ausdruck auch des gemeinsamen Willens, unsere Eigenheiten zu leben und vielleicht sogar eine *Frauen-Kultur* zu entwickeln.

Kooperation ist für mich ein Gestaltungs- und Machtfaktor unter uns Frauen; sie bietet zudem die Chance der gegenseitigen Anerkennung, die nicht kleiner, sondern grösser wird, wenn wir sie an uns verschwenden. Kooperation ist für mich der erste Schritt hin zu mehr *Lebensqualität*: Frauen bekämpfen sich nicht mehr,

lassen sich nicht mehr länger von Männern und deren Interessen instrumentalisieren, sondern schliessen sich zusammen, um für ihre Alltagsrealität, Interessen, Wünsche und Bedürfnisse einzustehen und zusammenzustehen.

4. Nicht Gleichheit, sondern die Fähigkeit, Differenzen unter den Frauen in die alltägliche Politik und in den politischen Alltag hineinzutragen, führt zu mehr Respekt.

Zwei alltägliche Erfahrungen machen mir immer wieder bewusst, dass die Differenzen, die wir untereinander feststellen, *Quelle unserer Stärken* sein könnten. Die erste Erfahrung ist der Blick in diese Runde: Ich sehe nicht *die* Frau, singular und idealtypisch; vielmehr sehe ich verschiedenste, vielfarbige Frauen. Die zweite Erfahrung ist eine real-politische: nämlich die Erfahrung, dass die liberale Gleichstellungspolitik faktisch gescheitert ist. «Die Gleichheit *de jure* schwächt nicht die Herrschaft *de facto*: der Mann (...) ist das einzige soziale Mass der Welt, selbst wenn er zugibt, dass die Frauen in einer abstrakten und juridischen Perspektive ihm gleich seien.» Die *Politik der Gleichheit* führt, wenn frau die Postulate und Anforderungen zu Ende denkt, letztlich zu einer *Angleichung an die Norm des Mannes*. Diese Angleichung bedingt letztlich, dass sich die realen Frauen als weibliche Neo-Männer auf dem politischen Parkett zeigen müssen, angepasst und in die Spiele und Rituale der Männer vollständig integriert.

Auch Frauen nivellieren sich oft gegenseitig ihre Unterschiede – mit Aussagen wie: Ich kann halt nicht so gut kochen/schreiben etc. – und manifestieren damit neue Herrschaften. Ich erinnere mich noch gut an eine solche Spielform der Herrschaft unter Frauen: Als ich ins Gymi ging, mussten sich junge Frauen, die sich scheu für den Feminismus interessierten, mit den berühmten lila Latzhosen uniformieren. Zudem durfte frau sich sicherlich nicht schminken und offensichtlich für Schönheit interessieren (heimlich taten sie es

vielleicht schon). Wer hierbei nicht mitmachte, wurde sehr schnell ausgeschlossen. Es wurde ein Macht-Game gespielt, bei dem Frauen in Insiderinnen und Outsiderinnen eingeteilt wurden. Deutlich wird eines dabei: «Herrschaft entsteht aus der Unfähigkeit, Unterschiede zu erkennen, zu schätzen und zu pflegen, und nicht aus dem Versäumnis, alle als gleich zu betrachten.» Und die Erfahrungen der Kooperation ermutigen uns doch geradezu, uns auf unsere vielfältigen, pluralen Fähigkeiten und Kompetenzen, uns also auf unsere Differenzen zu verlassen. Denn ist es nicht so, dass die *Vielfältigkeit* der Frauen und deren Anliegen auch einer alltagspolitischen *Mehrstimmigkeit* bedarf?

Wenn wir uns auf unsere *Differenzen* verlassen können, beginnt gleichzeitig dieses harmonische «Wir» zu bröckeln. Wer ist denn hinter diesem «Wir» oder «Wir Frauen» verborgen? Eine wichtige Funktion des «Wir» ist die Entlastung vom Ich-Sagen: Wer «wir» sagt, muss nicht «ich» sagen, muss sich selbst also nicht zeigen und damit sich auch nicht aussetzen oder einsetzen. Das Engagement bleibt im namenlosen «Wir» schwammig. Aber gerade die Differenzen zeigen Aspekte und aktuelle Engagements von mir, die nicht in ein «Wir» gehören. Hier beginnt meine unverwechselbare Eigenart, hier beginnt also meine Subjektivität.

Auch diese umarmenden, umschlingenden Annäherungen an Figuren wie die Chaos-Queen oder die ungehorsame Frau bergen nun Gefahren, da Vorbilder in dieser vereinnahmenden Art nicht mehr stimmig sind (und damit auch die Mehrstimmigkeit verlorengelassen). Ich müsste mich ja mit meinen Eigenschaften deckungsgleich machen mit dem Vorbild – und würde somit meine Differenzen, meine Eigenart oder kurz: meine *Individualität* verleugnen.

Und noch etwas ist mir hier wichtig: Ich kann nur das Verhalten von Vorbildern *nachahmen*, das innere Erleben von Entwicklungsschritten, das eigentliche Erarbeiten von Autonomie bleibt mir dabei fremd. Im Nachahmen bleibe ich also innerlich schwach und äusserlich oberfläch-

lich; vielmehr möchte ich jedoch selbst eine starke, kräftige Frau sein.

Es geht mir mit diesen Einwänden nicht darum, Individualität, Egoismus oder gar Einsamkeit zu glorifizieren. Ich will eine andere Färbung, jene des *Respekts*, einbringen.

Kooperation mit Frauen, die ihre Differenzen respektieren, bauen auf Überfluss an Talenten und Fähigkeiten, auf Üppigkeit an Farben und Formen und auf ein «Mehr», ein Surplus. Meine *individuelle Differenz* kann also ein *Mehr-Wert* sein; das Mehr wird zu einer Möglichkeit für eine andere Frau, sich eine bestimmte Kompetenz anzueignen, eine Fertigkeit zu erlernen oder mit der anderen Frau beispielsweise politische Rituale durchschauen und verorten zu lernen. In diesem kooperativen Austausch begegnen sich also eine Frau, die will, und eine Frau, die weiss und etwas an Wissen oder Erfahrungen zur Verfügung stellen kann. Die Frau, die (lernen) will, vermag durch ihre Anerkennung das Wissen und die Autorität der andern Frau für sich nutzbar zu machen; die Frau, die weiss, erfährt eine Wertschätzung ihrer Person und ihrer Fähigkeiten. Die eine Frau kann so der anderen Frau Kompetenzen vermitteln, sie mit Erfahrungen begleiten und ihr auch den Zugang beispielsweise in die Politik oder ins Erwachsenenalter erleichtern. Dafür erhält sie Wertschätzung, Respekt.

Dieser *Austausch von Talenten* aufgrund von Differenzen erscheint mir ein mögliches und auch realisierbares Modell, um die Verständigung nicht nur über Parteigrenzen hinweg – diese ist ja für Frauen schon immer durchlässiger gewesen –, sondern vor allem auch zwischen den *Generationen* der Frauen wieder zum Fliessen zu bringen: Eine jüngere Frau vertraut sich einer älteren Frau an, will von ihr lernen, will von ihr Anstösse für ihre persönliche oder politische Entwicklung; oder eine ältere Frau vertraut sich einer jüngeren an und will von ihr Erkenntnisse über die Welt der Jungen, die sie nicht mehr zu verstehen glaubt. Oder die Enkelin bittet die Grossmutter, ihr aus eigener Erfahrung bei der schwierigen Klärung ihrer politischen

Bedürfnisse beizustehen. Oder jene Frauen, die sich für eine nächste Frauensession im Kanton Schwyz engagieren möchten, damit diese Frauendition Fuss fassen kann, befragen nun die bereits erfahrenen Kolleginnen.

Entscheidend ist die Haltung oder das Wissen der Frauen, dass das Mehr der einen nicht ein Weniger, einen Mangel für die andere Frau bedeutet. Dieses Wissen widerspricht jedoch fundamental dem Patriarchat, das auf *Konkurrenz* – und das heisst: auf der bewussten und gezielten *Hierarchisierung der Differenzen* – aufbaut. Diese Konkurrenz erleben Frauen allzu oft als Beschneidung, ganz nach dem Motto des Patriarchats: Frauen, die sich behaupten, werden enthauptet.

Frauen, die nun wirklich erfahren und wissen, dass das Mehr der einen nicht einen Mangel der anderen Frauen bedeutet, untergraben das Konkurrenzprinzip und können folglich die Differenzen für sich selbst nutzen. So kann die *Kooperationserfahrung* unter Frauen wachsen. Differenzen werden folglich zur Attraktion unter Frauen und verlieren die stigmatisierte Bedrohlichkeit. Vielmehr werden Ungleichheiten zu einer «Chance für die Erweiterung der Möglichkeiten und Fähigkeiten von Frauen gesehen... Das Mehr der einen Frau ist dann nicht mehr nur etwas, das die anderen nicht haben und Neid erregt, sondern etwas, das die anderen sich ebenfalls versuchen können zu erarbeiten.» Frauen setzen damit ihre eigene Grundregel, die ich folgendermassen zusammenfassen möchte: lieber (einander) begehren als (einander) entbehren.

Die Differenzen, die sich zwischen den Frauen zeigen, werden zur Grundlage des Interesses und der Neugierde füreinander. Italienische Politikerinnen und Philosophinnen aus Mailand haben diese Politik des Mehr-Wert-Tausches «*Politik des Affidamento*» genannt. Affidarsi bedeutet: Sich anvertrauen. Es geht also um eine Politik des Sich-Anvertrauens. Wenn sich Frauen auf Frauen beziehen, unabhängig davon, welche – auch politischen – Differenzen sie kennzeichnen – und ich bin mir

durchaus bewusst, dass diese Aussage in diesem Saal eine Provokation darstellen kann –, dann ermächtigen sich Frauen gegenseitig, dann werden Frauen öffentlich hörbar und sichtbar. «Einer anderen Frau in der Öffentlichkeit Wert und Autorität zuzubilligen, heisst gleichzeitig, sich selbst Wert zu verleihen. Wenn Frauen sich in ihrem Denken, Sprechen, Handeln und Auftreten in der Öffentlichkeit auf andere Frauen beziehen, kulturelle, soziale und politische Verbindungen zu ihnen herstellen, machen sie damit der symbolischen Sterilität des weiblichen Geschlechts ein Ende.» Frauen stärken auf diese Weise gezielt ihre Mächtigkeit und ihre Kompetenzen. Sie bezeugen sich mit dieser Autorisierung politische Macht und gegenseitigen Respekt.

5. Lebensqualität beginnt, wenn Frauen sich selbst als Massstab setzen.

Was ist das verbindende Element zwischen Kooperation und Differenzen unter Frauen? Ich denke, dass «*Bedürfnis*» das Stichwort ist. Denn Bedürfnisse gründen auf Wahrnehmungen. Sie sind ganz nahe bei der einzelnen Frau (und beim einzelnen Mann), sie sind auch höchst konkret und sie sind einfach da, vorhanden. Und jede einzelne Frau (jeder einzelne Mann) zeigt sich, indem sie ihre (er seine) Bedürfnisse mitteilt. Bedürfnisse sind doch eigentlich der Ausgangspunkt jeder Politik, die Lebensqualität herstellen und sichern will.

Soziales Sehen und der Austausch der Differenzen und Talente sind in diesem Sinne *politische Instrumente*, um die Bedürfnisse überhaupt öffentlich benennen zu können. Sozialmanagement und die Politik des Affidamento sind für mich zusätzliche Elemente des politischen und sozialen Engagements, die Lebensqualität vertiefen. Denn damit kann ich – allein oder kollektiv – meinen Lebensraum aktiv gestalten. Mit anderen Worten: Lebensqualität ist für mich also eine emotionale und intellektuelle Qualität, eine Intensität – eine intensive Situation, in der ich mir wichtige Bedürfnisse oder Themen zur Geltung bringen

kann und ich selbst ernst genommen werde, und zwar in meiner Sprache, mit meinen Differenzen und Fähigkeiten. Lebensqualität verdichtet sich in der individuellen und kollektiven Erfahrung der bewussten Mitgestaltung.

Lebensqualität ist in meiner Vorstellung auch *ein Raum*, der sich vergrössert und erweitert, sobald ich ihn mit anderen Frauen teile. Der Raum wird grösser, weil wir uns gegenseitig ermächtigen. Und diese Mächtigkeit und Neugierde ist Voraussetzung, um eine eigene und kollektive Lebensform zu entwickeln. Dieser Raum ähnelt dann einmal meiner Küche, wenn Zwiebeln und Knobli im Butter braten, meine Freundinnen die Tomaten und den Basilikum hacken, Wein trinken, Spaghetti umrühren und gemeinsam diskutieren oder streiten. Es ist Leidenschaft, höchste Prä-

senz. Lebensqualität ist in diesem Moment eine Situation, in der ich mich abhängig weiss von den anwesenden Frauen und mich zugleich frei fühlen kann. Mal ähnelt der Raum aber auch diesem Saal, wo Frauen gemeinsam etwas bewirken wollen, was sich noch nicht genau benennen lässt, eine Überraschung also für alle ist, wo Frauen ihre Neugierde ungebremsst zur Schau tragen, anstecken mit ihrem Veränderungswillen und ihren Sinn für kollektive Ermächtigung weitergeben.

Lebensqualität beginnt just dann, wenn Frauen sich selbst, *ihren* Alltag, *ihre* Bedürfnisse und *ihre* Wünsche zum Ausgangspunkt nehmen und zum Massstab für *ihre* Politik machen.

Dies ist für mich die Chance, unter Frauen ohne Angst verschieden sein zu dürfen. Ist dies nicht eine konkrete Utopie?

Helen Straumann-Stiftung für Feministische Theologie gegründet

Die gebürtige Schweizerin und heutige Alttestamentlerin an der Universität Kassel hat eine Stiftung für Feministische Theologie mit Sitz in Luzern gegründet. Zweck der Stiftung ist die Unterstützung theologischer Forschung aus der Sicht von Frauen. Längerfristig soll eine Forschungsstelle geschaffen werden, die feministisch-theologische Literatur – auch unveröffentlichte – sammelt und an der Frauen unabhängig und in Ruhe ihre Forschungen betreiben können.

Gesucht sind zur Zeit vor allem Unterstützungsgelder, längerfristig ein Haus – möglichst in der Nähe einer theologischen Fakultät –, das sich als Forschungsstelle eignet.

Die Stiftung ist in der Schweiz steuerbefreit. Stiftungsrätinnen in der Schweiz sind Dr. Ina Praetorius und Dr. Doris Strahm.

Adresse: Prof. Dr. Helen Schüngel-Straumann, Schwedenweg 13c, D-34127 Kassel, Tel. 0049-561-85507. Schweizer Kontonummer: Luzerner Kantonalbank, Konto Nr. 01-00-328254-02.